



MANESSE
— 75 JAHRE —

AUF DIE FREUNDSCHAFT

DIE WEISE SCHWESTER DER LIEBE

Eine Auswahl von
Freundschaftstexten
aus der Weltliteratur

Herausgegeben von
Rafik Schami

MANESSE VERLAG

ÄSOP

Zwei Freunde und ein Bär

Zwei Freunde gelobten sich, einander in allen Lagen treu beizustehen und Freud und Leid miteinander zu teilen. So gingen sie auf Wanderschaft. Unversehens kam ihnen auf einem engen Waldweg ein Bär entgegen. Vereint hätten sie ihn vielleicht bezwungen. Um sein Leben fürchtend, vergaß der eine aber seinen Eid, ließ den Freund im Stich und kletterte auf einen Baum. Dem anderen blieb gerade noch Zeit, sich auf den Boden zu werfen und sich tot zu stellen, da er gehört hatte, dass Bären keine Toten fressen. Der Bär kam heran, leckte dem Daliegenden die Ohren ab, warf ihn mit der Schnauze ein paar Mal herum und trottete dann davon, weil er ihn für tot hielt. Kaum war die Gefahr vorüber, stieg jener vom Baume herab und fragte seinen Gefährten, was ihm der Bär zugeflüstert habe. «Eine vortreffliche Warnung», antwortete dieser, «nur schade, dass ich nicht früher von ihr wusste. Man solle sich nicht mit Menschen einlassen, die ihre Freunde in der Not im Stich lassen.»

ELSE LASKER-SCHÜLER

Freundschaft und Liebe

Wenn man keine Mutter mehr hat, in deren Liebe sich Himmel und Erde verklären, wünscht man sich sehnlicher einen guten Freund, eine gute Freundin. Man weiß allerdings, ist man sich Freund, wen man hat! An Eigentreue erlebt man selten eine Enttäuschung; kann man sich auch manche Dummheit nicht verzeihen. Trotzdem meine Dummheiten an Wert meine Klugheiten weit übertreffen. Ich bin sogar stolz auf meine Dummheiten: «Eine Seele und – kein Gedanke, ein Herz und ein Bienenschlag.» Ein bisschen langweilig wird man sich ja mit der Zeit, aber wer nehme mit «Sich» nicht schon vorlieb? Und die Erfüllung aller Sehnsucht nach Freundschaft bedeutet, die Begegnung seines zweiten Gesichts. Den Freund verlangt es immer, im Freund sein Ebenbild zu sehen, wie der Liebende in der Herzallerliebsten seine Vollendung. Erinnern Sie sich noch, wenn auf dem Schulplatz der Schulgefährte keine Lust zeigte, an Ihrem Spiel teilzunehmen? Nicht umsonst ärgerte man sich

über den «Spielverderber»! Man schließt im Leben öfters, sogar – «ewige» Freundschaft, und ich glaube auch nicht an die besungene, «einmalige» Liebe. Allerdings bewegt sich jede neu aufgegangene in ihrer eigenen Farbe, doch stets in gleicher Hingabe und Himmelhochjauchzen. Jedes Mal, wenn ich dem Señor Paolo, dem Konsul von Mexiko, am Lago Maggiore begegnete, schlossen sich, geblendet von seiner olivengoldenen Ausstrahlung, meine ihn bewundernden Augen. So liebte ich auch einmal einen «himmelblauen» Menschen. Ich kenne auch einen heiligen Dichter, der mitten in meinem Zimmer auf meinem Teppichplatz steht, ein lila aussehender Fliederstrauch. Sind oder wirken nicht oft Töne rosa, braun und altsilber oder wie orangefarben? Wie ist das zu erklären? Eines weiß ich, man sollte die Liebe königlicher beherbergen, die Freundschaft indianischer. Jede Liebe, jede Freundschaft, die bestanden wird, dient zum Vorbild der Welt. Die Liebe vor allen Dingen, da sie nicht von dieser Welt ist, ihr Verbleiben nicht in unserer Macht liegt. Die Flamme der Freundschaft hingegen wir noch zu schüren vermögen. Wie eine Sturmbräut naht die Liebe von Liebwest oder wie Palmensäuseln aus der Morgenlandferne. Ein Komet ist mit allen Verheißungen, steht man von ihr umarmt ganz im Lichte. Eine Sternschnup-

pe, überraschend, taucht die Liebe unsichtbar in das willenlos verzauberte Herz. Eine Himmelschnuppe! Der Tropfen eines zerborstenen Himmels versüßt unser Blut und färbt unser Herz blau. Die Liebe ist ein Zustand, in den man durch himmlische Geschehnisse versetzt wird. Ein Zustand vor oder nach dem Tode: beglückende, ins Herz sich senkende Atmosphäre. Ein Engel zweier sich verschmolzener Blicke. Die Freundschaft aber ist: von dieser Welt. Wir sind ihr gewachsen; in unserer Macht liegt es, sie aufblühen oder verwelken, sie glühen oder erkalten zu lassen. Ihre Lebensdauer richtet sich nach dem Zeiger des gegenseitigen Vertrauens. Die Liebe hingegen wird vom Jenseits betreut. Sie hindern oder eigenmächtig anlocken zu wollen, vergebliche Müh'! Die Liebe ist ein von allerhöchsten Höhen geweihter Zustand, den man wie Duft über sich kommen lassen sollte. Man rühre an die Liebe nicht... Den Freunden aber rate ich zu, sich ganz und gar ihrer Freundschaft zu bemächtigen, ihr ist, wie man sagt, beizukommen! Freundschaft lässt sich gewinnen, Freunde haben es in der Hand, ihre Freundschaft zu befestigen durch Beweise gegenseitiger Treue. Ein altbewährtes Sprichwort meint außerdem: «Geschenke erhalten die Freundschaft.» Aber die Liebe lässt sich selbst nicht mit dem Rubin des Herzens erkaufen.

Und ich verspottete den Kavalier, der – handelt es sich um den Erfolg reiner Liebe – durch Juwelen das Herz seiner Dame zu erobern gedenkt. Die Liebende oder der Liebende sehnt sich, im richtigsten, aber liebe reichsten Rahmen die Seele des andern verkörpert zu besitzen. Für die Kamelie über dem Herzen des Señors hätte ich die Hälfte meines Lebens gegeben. Und nicht willkürlich heißt es: «Ehen werden im Himmel geschlossen.» Allerdings nur die vom Himmel zur Erde herbeigeführten. Zwei sich küssende Augen bringen den Engel der Liebe zur Welt, den beseligenden Zustand über zwei Herzen. Wie aber erklärt man sich eine einseitige, sogenannte «unglückliche» Liebe? Eine Liebe, die unerwidert bleibt. Vereitelt ein Unglücksfall, ein himmlischer natürlich, das hohe Geschehnis? Bleibt ja auch in unzähligen Fällen Irdisches unvollendet. Unterbricht etwa eine Gegenkraft den zauberhaften Liebesstrom vom auserwählten Menschen zum auserwählten Menschen? Brachen dem Liebesengel die Schwingen, oder wer hemmte das Glück, bevor es sich vollendete? Mit Vorliebe spielt nicht selten der Bote der Liebe Zweibeiden einen Streich. Kupido nannten die Griechen ihren kleinen Liebesgott, verkörperten den Schützen des Herzens. Wir geben uns keine Mühe heutzutage mehr, ihn den

Schelm unverkörperpert uns zu erklären und zu begreifen. Und doch verdankt man ihm manchmal einen sogenannten Treffer. Wer hätte nicht schon einige Menschen zu gleicher Zeit geliebt? Sterben lässt sich's «natürlichen Todes» an der Massensiebe so leicht nicht, noch selig werden. So viel Herzzerberochen sich Liebende über die Liebe, so viel Kopfzerbrechen pflegen sich Freunde über das Problem ihrer Freundschaft zu machen. In Gefahren üben sie sich, einander beizustehen, im Spiel des Gesprächs mit Worten geschickt zu gaukeln. Sie suchen sich nicht allein in ihren Handlungen zu gleichen, auch immer wieder in ihren Wünschen, treue Indianer, auf ein Kupferhaar, auf ein Schwarzhaar, aber in der Pointe gleiche Farbe zu bekennen: Der blaue Jaguar! Der gestreifte Tiger! Der Freund erblickt den Freund im Rost der Einigkeit, die Liebenden schauen sich gegenseitig im Spiegel des Bachs.

Der Liebe, der keine Ouvertüre vorausspielt, mangelt die Verbeugung. Weiß dennoch zu hochachten, wenn sich zwei Menschen, von der Kraft des Rausches überwältigt, in die Arme sinken. Gibt es noch so etwas Elementares? Auch noch in leichtester Form? Wer macht heut noch Fensterpromenade? Ich habe es mir nie abgewöhnen können, aber – es sitzt niemand am Fenster. Geläu-

figer sind die Fassadenkletterer! An gemeinsamer Gefahr und am Spiel zweier Freunde stärkt sich die Freundschaft, aber nicht ein Jota mindert oder erhöht den Grad der Liebe jedwedes Bemühen. Außerdem gebricht es der heutigen Zeit an Zeit für Ouvertüren oder Vorspielen der Liebe. Was hat im Grunde die Liebe mit dem Fortkommen zu tun; längst überwundene Träumereien! Handelte es sich noch um die große Freundschaft, um Freunde, die sich gegenseitig fördern. Und ich kann es doch nicht lassen, auch von der Liebe zu sprechen, ist sie inbrünstig, welcher Art auch, hört!, so krönt sie die Welt. Man sollte sich bewusst werden, der Wunderblume – die am Rande oder inmitten des Herzens aufgegangen, ihr Hauch betäubt den Alltag und entwertet alle unsere anderen Neigungen. Aus sich schöpft die Liebe ihre Lebensfähigkeit, wie der Stern sein Licht, die Sonne ihre Wärme. Gerade diese große Reinheit und Einheit erhebt die wirkliche Liebe über jedes andere Empfinden, sie geht nicht auf Raub von Reizen aus. Man wundert sich ja des Öfteren, wie gerade dieser jene lieben kann? Und umgekehrt. Die Liebe ist eine Himmelsschnuppe, ein Stückchen zerborstener Himmel, das unversehens ins Zweiherze fällt und himmelhochjauchzenden Zustand verströmt. Furchtbare Krisen aber hinterlässt der Liebe Ver-

fall. Den an Liebe verarmten Menschen schlägt das Herz über dem Kopf zusammen. Er dünkete sich gestern noch für den wahren Krösus dieser Welt, und der Bankrott der Liebe trifft ihn schwer. Die Frau, die man himmlisch geliebt und mit erlösten Augen, von Erdenschwere befreit, bis dann anbetete, präsentiert sich nun in ihrer Sterblichkeit jäh! Solche Liebesschläge gleichen Operationen, die große Narben hinterlassen. Ganz anders, wenn sich das Band der Liebe nach höherem Willen löst, organisch wie Beete, die sich vom Sommer trennen, zerfallen; die feiern mit dem verlustigen Herzen des Sommertags liebenden Abschied. Ursache geht nie einer erkaltenden Liebe voraus. Alle die hervorgebrachten Gründe sind Vorwände. Die Liebe moralisiert ja nicht. Laster wird zur Tugend im Bereich der Liebenden. Von der Liebe entblößt, die sich zur Königin erhob – wer bist du jetzt, und wer ist er in seinem Alltagsnebel, der noch vor Kurzem wetterleuchtete? Die Freundschaft aber ist aufzurichten. Zwei sich verloren gegangene, sich wiederfindende Freunde bauen über den Spalt ihrer Freundschaft eiserne Brücken. Meinungsverschiedenheiten, die nicht Launen verursachten, stärken das Rückgrat der Freundschaft. Die Laune aber ist der Freundschaft laues Laster, Großzügigkeit des Bündnisses Tugend. Freunde bekommen

sich, wie man sagt, über! Falls sie keine gemeinsamen Interessen zur Unterhaltung finden. Den Liebenden hingegen fallen Mond und Sterne in den Schoß und schweigen... Die Liebe gedeiht am besten unter der Knospe des ungesprochenen Wortes. Die Freunde müssen sich hörbarer mitteilen und sehnen sich täglich ähnlicher zu werden. Die Liebenden unähnlicher; gegenseitiges Bewundern; der Paragraf der Liebe! Ihn sollten die Liebenden beherzigen. Immer wieder neu erschaffene Perspektiven schaffen, den Flügel der Liebe den Raum noch erweitern. Stundenlang saß ich schweigend mit dem «blauen Wundermenschen» – am Brunnen «vor dem Tore» –, und Verschmelzung traute unserer beiden Liebesherzen.

Ich möchte ewig schweigen
Einen Tod und ein Leben lang,
Wie in den Saiten der Geigen
Noch ungespielter Gesang.
Ich liebe die blauen Blumen
Im hohen Zittergras
Und deine blaue Seele
Unter blauem Gras.

Aber an meinen Freund, mit dem man sozusagen
eingequasselt ist, schreibe ich Ähnliches in fol-
gender Fassung:

Ich möcht' mich unterhalten
Mit dir von abends bis früh.
Komm! alles ist wieder beim Alten;
Ich langweil' mich nämlich wie nie.
Ich liebe das Meer, das nasse,
In seinem Paradebett,
Und bist du nicht bei Kasse,
Ich pumpe dir das Billett.

Auch Ihrer Freundschaft verschreibe ich, sie auf
die Probe zu stellen, eine gemeinsame Reise.
Was man im gewohnten Tempo des Lebens nicht
erfährt, kommt oft im losgelösten Dahinsausen
der Welt, die die Eisenbahn bedeutet, ans Licht.
Oder – der große Flug gelingt! Reiseverwandt
kehren sie beide heim. – Überdauernde Freund-
schaften, selten die tiefsten, entstammen den Kin-
derjahren. Erinnerungsgolden hämmern mannig-
fache Geschehnisse zwei zu Mensch gewordene
Kinder zusammen. Die Folgen verschiedenar-
tiger Milieu- und Lebensführungen vermögen
die Jugendfreunde nicht zu trennen, im Gegen-
teil, des Gereifteren Freundschaft verwandelt sich

seinem Spielgefährten gegenüber in Brüderlichkeit. Hingegen sich zwei Menschen oft, die sich inbrünstig liebten, nach Jahren verständnislos zu begegnen pflegen. Die Liebe bedeutet ihnen in der Erinnerung nur ein überstandenes «Erlebnis». Wir aber, die wir die Liebe als Paradies erkannten, fühlen, dass uns selbst noch seine Finsternis, das Erlöschen der Liebe – himmlisch verbindet. Die Liebesfinsternis des Herzens erlebt jeder Mensch einmal im Leben. Dass man nicht an der Folge stirbt, begreife ich bis heute noch nicht. Eben noch von der Liebe besessen, grundlos schon von ihr vergessen! Augen, die mir Heimat waren, verschließen sich für ewig. Der bleierne Morgen der Gleichgültigkeit geht rücksichtslos über meinem Leben auf. Wir trennten uns, da es kühl in unseren Herzen wurde und dunkel... Diese Ursache allein erklärt eine natürliche Trennung. Darum schon ist die Liebesche, ob wild blühend oder umzäunt, die eigentliche Vernunftsehe. Wer vermag noch zu lieben mit der Liebe, wie sie vom Himmel fällt? Und wer kann noch Freund dem Freund sein?

JEROME K. JEROME

Ein Freundschaftsdienst

Ich erinnere mich an einen Freund, der in Liverpool mehrere Sorten Käse kaufte. Prächtige Käse waren das, reif und weich, mit zweihundert PS Aroma, das garantiert drei Meilen weit reichte und einen Mann auf zweihundert Yards Entfernung niederstrecken konnte. Ich hielt mich zu dieser Zeit in Liverpool auf, und mein Freund sagte, wenn es mir nichts ausmache, wolle er mich bitten, sie mit nach London zu nehmen, da er erst einen oder zwei Tage später reisen wolle und glaube, man solle die Käse nicht noch länger aufbewahren.

«Aber mit Vergnügen, mein Lieber», antwortete ich, «mit Vergnügen.»

Ich holte die Käse ab und nahm sie in einer Droschke mit. Es war ein klappriges Ding, gezogen von einem x-beinigen, keuchenden Schlafwandler, den sein Besitzer während eines Gesprächs in einem Anfall von Begeisterung als Pferd bezeichnete. Ich legte die Käse aufs Dach, wir fuhren los in einem Schlendertempo, das der

schnellsten je gebauten Dampfwalze Ehre gemacht hätte, und alles war so munter wie eine Totenglocke, bis wir um die Ecke bogen. Dort trug der Wind einen Käsehauch zu unserem Hengst. Das weckte ihn auf, und mit einem Schnaufer des Entsetzens raste er mit drei Meilen pro Stunde los. Der Wind wehte noch immer zu ihm hin, und ehe wir das Ende der Straße erreichten, verausgabte er sich mit fast vier Meilen pro Stunde und hängte Krüppel und stämmige alte Damen einfach ab.

Am Bahnhof waren zwei Gepäckträger und der Fahrer kaum imstande, das Pferd festzuhalten; ich glaube, sie hätten es nicht einmal zu dritt geschafft, wenn nicht einer von ihnen die Geistesgegenwart besessen hätte, ihm ein Taschentuch über die Nüstern zu breiten und ein Stück Packpapier anzuzünden.

Ich kaufte meine Fahrkarte, marschierte stolz den Bahnsteig entlang, und zu beiden Seiten wichen die Menschen respektvoll zurück. Der Zug war voll, und ich musste mich in ein Abteil zwängen, in dem schon sieben Leute saßen. Ein mürrischer alter Gentleman hatte Einwände, aber ich stieg trotzdem ein, legte meine Käse ins Gepäcknetz, quetschte mich mit einem liebenswürdigen Lächeln zwischen die anderen und sagte, es sei ein warmer Tag.

Einige Momente vergingen, bis der alte Herr herumzurutschen begann. «Sehr eng hier drin», sagte er.

«Ziemlich stickig», sagte der Mann neben ihm.

Und dann begannen beide zu schnüffeln, und beim dritten Schnüffeln erwischte es sie voll in der Brust, und ohne ein weiteres Wort standen sie auf und gingen hinaus. Dann erhob sich eine füllige alte Dame und sagte, es sei eine Schande, dass einer respektablen Frau und Mutter derart übel mitgespielt werde, nahm ihre Reisetasche und acht Pakete und ging ebenfalls. Die vier verbliebenen Passagiere saßen einige Zeit ruhig da, bis aus der Ecke ein feierlich dreinblickender Mann, der seiner Kleidung und allgemein seinem Äußeren nach zur Klasse der Bestatter zu gehören schien, sagte, das erinnere ihn an ein totes Baby; die drei anderen Fahrgäste versuchten gleichzeitig durch die Tür hinauszugelangen und taten sich dabei weh.

Ich lächelte den schwarz gekleideten Gentleman an und sagte, wir würden das Abteil wohl für uns allein haben, und er lachte freundlich und sagte, manche Leute machten eben viel Aufhebens um wenig. Doch wirkte selbst er seltsam bedrückt, als wir losgefahren waren; deshalb forderte ich ihn, als wir Crewe erreichten, dazu auf,

mich auf einen Drink zu begleiten. Er nahm an, und wir bahnten uns einen Weg zum Speisewagen, wo wir eine Viertelstunde lang riefen und trampelten und mit den Regenschirmen fuchtelten, bis endlich eine junge Dame kam und uns fragte, ob wir etwas wünschten.

«Was möchten Sie?», sagte ich und wandte mich an meinen Freund.

«Ich hätte gern für eine halbe Crown Brandy, pur, bitte sehr, Miss», antwortete er.

Nachdem er diesen getrunken hatte, ging er still weg und stieg in ein anderes Abteil, was ich schäbig fand.

Von Crewe an hatte ich das Abteil für mich, obwohl der Zug voll war. Wenn wir in einen Bahnhof einfuhren, kamen die Leute angesichts meines leeren Abteils angerannt. «Da wären wir, Maria; komm schon, ganz viel Platz.» – «Sehr gut, Tom, da steigen wir ein», riefen sie dann. Und sie liefen herbei, schleppten schwere Koffer und kämpften an der Tür darum, als Erste einzutreten. Und einer machte dann immer die Tür auf, stieg auf die Stufen und taumelte rücklings in die Arme des hinter ihm Stehenden; sie kamen alle an und schnüffelten, dann wichen sie zurück und quetschten sich in andere Abteile oder zahlten Zuschlag für die erste Klasse.

Vom Bahnhof Euston brachte ich die Käse zum Haus meines Freundes. Als seine Frau ins Zimmer trat, schnupperte sie einen Moment lang nach allen Seiten. Dann sagte sie: «Was ist das? Erzählen Sie mir lieber das Schlimmste zuerst.»

Ich sagte: «Das sind verschiedene Käse. Tom hat sie in Liverpool gekauft und mich gebeten, sie mit nach London zu nehmen.»

Ich setzte hinzu, ich hoffe, sie verstehe, dass dies nichts mit mir zu tun habe; und sie sagte, dessen sei sie sicher, sie werde aber mit Tom ein Wörtchen darüber reden, wenn er zurückkomme.

Mein Freund wurde in Liverpool länger aufgehalten als erwartet; als er drei Tage später noch immer nicht heimgekehrt war, suchte seine Frau mich auf. Sie sagte: «Was hat Tom über diese Käse gesagt?»

Ich erwiderte, er habe angeordnet, man solle sie an einem feuchten Ort aufbewahren, und niemand solle sie anrühren.

Sie sagte: «Die rührt bestimmt niemand an. Hat er daran gerochen?»

Ich sagte, ich vermutete dies, und setzte hinzu, er scheine großen Wert auf sie zu legen.

«Meinen Sie, er wäre verärgert», fragte sie, «wenn ich jemandem einen Sovereign gäbe, damit er sie mitnimmt und vergräbt?»

Ich antwortete, ich hätte die Befürchtung, dass er nie wieder lächeln werde.

Ihr kam eine Idee. Sie sagte: «Macht es Ihnen etwas aus, sie für ihn aufzubewahren? Ich könnte sie Ihnen bringen lassen.»

«Madam», antwortete ich, «was mich angeht, so mag ich den Geruch von Käse, und die Reise neulich mit diesen Käsen von Liverpool hierher werde ich immer als glückliches Ende eines erfreulichen Ausflugs in Erinnerung behalten. Auf dieser Welt müssen wir jedoch Rücksicht auf andere nehmen. Die Dame, unter deren Dach zu residieren ich die Ehre habe, ist Witwe und, soviel ich weiß, vielleicht auch noch Waise. Sie hat eine lebhafteste, um nicht zu sagen beredte, Abneigung dagegen, *ausgenutzt* zu werden, wie sie es nennt. Die Anwesenheit der Käse Ihres Gatten in ihrem Haus würde sie, wie mein Instinkt mir sagt, als *Ausnutzung* betrachten; und ich möchte nicht, dass behauptet wird, ich nutzte Witwen und Waisen aus.»

«Na schön», sagte meines Freundes Frau und erhob sich, «dann kann ich nur feststellen, dass ich mit den Kindern in ein Hotel ziehen werde, bis diese Käse gegessen sind. Ich lehne es ab, auch nur einen Moment länger mit ihnen unter einem Dach zu leben.»

Sie hielt Wort und überließ das Haus der Obhut ihrer Putzfrau; als diese gefragt wurde, ob sie diesen Geruch ertragen könne, antwortete sie: «Welchen Geruch?», und als man sie nahe an die Käse führte und aufforderte, gründlich zu schnüffeln, sagte sie, sie nehme einen schwachen Melonengeruch wahr. Daraus schloss man, dass die Luft dieser Frau nur geringen Schaden zufügen könne, und man ließ sie zurück.

Die Hotelrechnung belief sich auf fünfzehn Guineen, und als mein Freund alles zusammenrechnete, fand er heraus, dass der Käse ihn acht Shilling und sechs Pence pro Pfund gekostet hatte. Er sagte, er möge Käse für sein Leben gern, aber das übersteige seine Mittel; daher entschied er, die Käse loszuwerden. Er warf sie in den Kanal, musste sie aber wieder herausfischen, weil die Leute von den Transportkähnen sich beschwerten. Sie sagten, es bringe sie einer Ohnmacht nahe. Danach steckte er sie in einer finsternen Nacht ein und ließ sie im Leichenhaus der Gemeinde zurück. Aber der Leichenbeschauer entdeckte sie und machte furchtbaren Lärm.

Er sagte, es sei dies eine Verschwörung, ihn durch Erweckung der Toten um seinen Lebensunterhalt zu bringen.

Schließlich wurde mein Freund sie los, indem

er sie in einen Ort an der Küste brachte und am Strand vergrub. Dies verhalf dem Ort zu einem bedeutenden Ruf. Besucher sagten, sie hätten nie zuvor bemerkt, wie kraftvoll die Luft dort sei, und Schwachbrüstige und Schwindsüchtige drängten sich hier jahrelang scharenweise.

HENRY DAVID THOREAU

Über die Freundschaft

Die Freundschaft hat auf Erden keinerlei Regeln; von keiner Religion wird sie gelehrt, keine Bibel enthält ihre Grundsätze. Sie besitzt keine Tempel, nicht einmal eine einzelne Säule. Legenden verkünden, dass ihre Gestade bewohnt sind, aber der schiffbrüchige Seefahrer findet keine Fußspuren im Sande. Auf seiner Suche stößt er nur auf Tonscherben und Denkmale einstiger Bewohner. (...)

Kein Wort geht häufiger über Menschenlippen als das Wort «Freundschaft», und kein Gedanke ist menschlicher Sehnsucht vertrauter. Jeder fantasiert von ihr, und ihr Schauspiel, das immer ein Trauerspiel ist, wird tagtäglich aufgeführt. Sie ist das Geheimnis des Weltalls. Um sie dreht sich alles Sinnen und Trachten, einerlei, ob in der Stadt oder auf dem Lande, auch wenn keiner von ihr spricht. Sie beeinflusst unser Verhalten gegen neue und selbst gegen alte Bekannte. Und dennoch erinnere ich mich nur zweier oder dreier Abhandlungen über diesen Gegenstand in der gesamten Literatur. Was Wunder, dass die Mytho-

logie, Tausendundeine Nacht, Shakespeare und Scotts Romane uns unterhalten – sind wir doch selbst Dichter und Fabulierer. Unaufhörlich spielen wir eine Rolle in einem Schauspiel, das anziehender ist als alle, die je geschrieben worden sind. Wir bilden uns ein, dass unsere Freunde unsere Freunde und dass wir unserer Freunde Freunde seien. Aber was nutzt die beste Befähigung zur Freundschaft, wenn der Freundschaft keine eigene Zeit geweiht wird, wenn sie immer nur nichtigen Dingen und Werken dient? Freundschaft soll das Erste und das Letzte sein. (...)

Wenn du behauptest, dass jemand dein Freund ist, so besagt das gewöhnlich nicht mehr, als dass er nicht dein Feind ist. Die meisten fassen nur die unwesentlichen und geringfügigen Vorteile ins Auge, die mit der Freundschaft verbunden sind, und überlegen sich, wie ihnen der Freund in der Zeit der Not durch seine Mittel, seinen Einfluss oder seinen Rat von Nutzen sein könnte. Aber wer hier an solche Vorteile denkt, zeigt, dass er für die wirklichen Segnungen blind ist oder sie noch gar nicht kennengelernt hat. Derartige Dienstleistungen sind von beschränktem und untergeordnetem Wert, verglichen mit dem beständigen und allumfassenden Dienst, in dem das Wesen der Freundschaft besteht.

Selbst allerbeste Absichten, gedankliche Verbundenheit und gewohnheitsgemäße Güte reichen für eine Freundschaft nicht aus. Denn Freunde leben nicht nur, wie manche meinen, in Harmonie, sondern im Zusammenklang. Wir wünschen uns einen Freund, nicht damit er uns physisch labe und umhege – so viel Güte erzeigen uns auch unsere Nachbarn –, sondern damit er solches unserem Geist angedeihen lasse. Aber hierzu sind nur wenige, so guten Willens sie auch sein mögen, reich genug. (...)

Konfuzius sagt: «Schließe niemals Freundschaft mit einem Manne, der nicht besser ist als du selbst.» Darin besteht der Wert der Freundschaft und dadurch wird sie erhalten, dass sie auf einer höheren Ebene angesiedelt ist, als der wahre Charakter der miteinander Befreundeten annehmen lässt.

Die Höflichkeit hat gleichen Ursprung. Meinen Freund denke ich mir voll der reinsten Empfindungen. Bin ich von ihm getrennt, so stelle ich ihn mir bei edlerer Beschäftigung vor, als bei welcher ich ihn sonst anzutreffen pflege, und ich bilde mir ein, dass er die Stunden, die er mir widmet, besserer Gesellschaft vorzieht. Auf's Schmerzlichste verletzt hat mich einmal ein Freund, als er sich in meiner Gegenwart so schamlos benahm,

wie es sich nur alte Bekanntschaften von gewöhnlichem Schlage herausnehmen, und mich dabei in freundschaftlichem Tone anredete. Nimm dich in Acht, dass dein Freund nicht irgendeine deiner Schwächen hinnehmen lerne und so dem Reifen eurer Liebe ein Hindernis erwachse! (...)

Die einzige Gefahr, die der Freundschaft droht, ist die, dass sie an ihr Ende kommt. Sie ist, wenn auch ein vertrautes, so doch ein zartes Gewächs. Die geringste Unwürdigkeit, und bliebe sie uns selbst verborgen, schadet ihr. Der Freund bedenke, dass die Fehler, die er beim Freunde bemerkt, bei ihm selbst Fehler hervorrufen. Keine Regel ist sicherer als die, dass der von uns gehegte Verdacht uns selbst verdächtig macht. In unserer Beschränktheit und in Vorurteilen befangen, sagen wir: «So und so viel will ich von dir, mein Freund, und nicht mehr.» Gut möglich, dass niemand liebevoll und selbstlos, niemand weise, edel und heroisch genug für wahre und dauerhafte Freundschaft ist.

RAFIK SCHAMI

Drei Stiere und der Löwe

Aus dem Arabischen

übersetzt und neu erzählt

Drei kräftige, junge Stiere lebten in der Nähe eines Waldes. Sie waren unter den Tieren berühmt für ihre Kraft und ihren Zusammenhalt, aber auch für ihre einzigartigen Farben: Der eine Stier war schwarz, der andere weiß, der dritte rot.

In der Nähe lebte ein Löwe, der nicht mehr der kräftigste war, und er wagte es nie, die Stiere anzugreifen, denn allein der Anblick ihrer riesigen Köpfe und scharfen Hörner ließ ihn den Hunger vergessen. Doch der Hunger, dieser Folterknecht, vergaß ihn nicht und fuhr fort, den Geplagten zu martern. So beschloss der Löwe eines Tages, als er es satthatte, kleinen Mäusen und winzigem Getier hinterherzurennen, die Stiere frontal anzugreifen in der Hoffnung, sie würden auseinanderstieben. Dann könnte er einen von ihnen isolieren und überwältigen. Doch kurz bevor er auf die Jagd ging, sah er, wie die drei Stiere gemeinsam wie ein Fels mit sechs Hörnern einen

Leoparden abwechselnd in die Luft schleuderten und auf den Hörnern aufspießten, bis er verblutete, und als ob das nicht genug gewesen wäre, trampelten die drei feierlich auf dem armen Kerl herum, als führten sie einen Siegestanz auf.

Ein Fuchs, der genau wie der Löwe hungrig war und seit Tagen nur noch das zum Überleben Nötigste gefunden hatte, sah seinen Augenblick gekommen. Er blickte auf die Waden der Stiere, und ihm lief das Wasser im Maul zusammen. «Majestät scheinen die Gefahr der drei Stiere gut erkannt zu haben, aber wenn Ihr meine Dienste in Anspruch zu nehmen gedenkt, so will ich Euch die Stiere einen nach dem anderen zum Mahle bereiten. Wenn Eure Majestät es erlaubt, erbitte ich mir dafür ein Hinterbein bei jedem Stier.»

«Schwätzer, vorgestern erledigten sie zwei Hyänen, gestern schlitzten sie einen dummen, unerfahrenen jungen Löwen auf, der nicht auf mich hören, sondern angeben wollte, und heute diesen unglaublich starken Leoparden, und du willst mir die drei liefern, wo du doch mehr Schwanz als Muskeln hast. Mach, dass du weiterkommst, aber schnell...», brüllte der Löwe und entblößte seine schrecklichen Reißzähne.

Der Schreck des Fuchses war groß, aber noch größer war sein Hunger. «Majestät, geruht zu

bedenken, ich habe mehr Verstand als Muskeln und Schwanz zusammen. Gebt mir Euer Wort, ein Hinterbein für mich, und der weiße Stier kommt freiwillig in Eure Höhle, sozusagen als Hauslieferung Eures Abendessens.»

Der Löwe musste lachen angesichts so viel Übertreibung. «Meinetwegen, du bekommst ein Hinterbein, Angeber!»

Es wurde Mittag. Der Fuchs schlich zu den Stieren hinüber, die in einiger Entfernung voneinander dalagen und ihre Mahlzeit wiederkäuten. Zuerst ging er zum weißen Stier. «Guten Tag, Kamerad. Ich wollte dich nur grüßen, da hörte ich deine zwei Freunde über dich lästern. Sie sagten, du seiest eingebildet, weil du der Schönste seiest, und dass heute Nacht...», und der Fuchs hielt inne.

«Was ist heute Nacht? Was haben sie vor?»

«Das weiß ich nicht genau, ich will dich ja nicht belügen. Aber wenn du willst, schleiche ich mich noch einmal näher heran und höre, was sie gegen dich im Schilde führen.»

«Ja, sei so gut. Irgendwie bemerke ich seit einer Weile, dass sie mich scheel ansehen.»

«Gut, ich bin gleich wieder zurück», sagte der Fuchs und schlich sich davon. Er ging zu den zwei anderen Stieren hinüber.

«Guten Tag, ihr Tapferen. Darf ich kurz eure Mittagsruhe stören?»

«Was gibt's denn?», fragte der rote Stier schläfrig.

«Habt ihr nicht bemerkt, wie oft ihr in den letzten Tagen angegriffen wurdet?»

«Doch, fast täglich und sogar zweimal in der Nacht.»

«Ja, und heute hörte ich auf meinen Streifzügen durch den Wald mehrere Raubtiere sagen, sie würden euch überall finden, weil der weiße Stier wie eine Fahne im Dunkeln leuchtet. Und als ich gerade dem weißen Stier empfohlen habe, sich durch Schlamm etwas zu tarnen, da schimpfte er auf euch und sagte, die Idee könne nur von euch stammen, da ihr neidisch auf seine schöne Farbe seid. Stimmt das? Seid ihr neidisch?»

«Ach was, der eingebildete Gesell. Er hat sich immer schon viel zu viel auf seine weiße Farbe eingebildet. In der Tat blitzt sie in der Dunkelheit auf, und ich bin es müde, dauernd in der Nacht kämpfen zu müssen», sagte der schwarze Stier.

Sein roter Freund nickte zustimmend.

«Dann erlaubt mir, noch einmal zu ihm zu gehen und ihm ausdrücklich zu befehlen, sich in Schlamm zu wälzen.»

«Warum nicht, wir danken dir», sagte der rote Stier.

Der Fuchs trollte sich.

«Und was hast du in Erfahrung gebracht? Was wollen sie tun?», fragte ihn der weiße Stier.

«Sie beneiden dich sehr wegen deiner weißen Farbe und werden dir den Bauch aufschlitzen, heute Nacht. Aber ich habe ein Versteck für dich, wo du sicher übernachten könntest, und morgen früh begleite ich dich zu einer Weide am See, wo viele weiße Stiere in Eintracht leben. Dort bist du unter edlen Deinesgleichen.»

«Ich danke dir, lieber Kamerad. So sag: Wo kann ich mich verstecken?»

Der Fuchs lief durch den Wald, und der weiße Stier folgte ihm. Sie gingen, bis es dämmerte und der Stier sehr müde wurde. «Hier können wir übernachten», sagte der Fuchs und zeigte auf den Eingang einer Höhle.

Kaum dass der weiße Stier die Höhle betreten hatte, wurde er vom hungrigen Löwen überwältigt. Der Kampf währte nicht lange, rasch war es um den gutgläubigen Stier geschehen.

Der Löwe vergaß sein Versprechen nicht, der Stier war gut genährt und reichte ihm, genau wie das Hinterbein dem Fuchs, eine Woche lang zur Stillung des Hungers.

Den anderen Stieren erzählte der Fuchs, der weiße Stier sei, verärgert über sie, zu seinen Ver-

wandten am See gegangen, wo, wie er sagte, nur die edlen Stiere leben würden und nicht dieses rote und schwarze Gesindel.

Ich will die Leserinnen und Leser keine Sekunde länger als nötig hinhalten: Dem Fuchs gelang es, den schwarzen Stier davon zu überzeugen, dass der rote Freund eine Gefahr für ihn darstelle, und mit dem, der nun ganz ohne Freunde war, hatte der Löwe, wieder zu Kräften gekommen, leichtes Spiel. Als er den dritten einsamen Stier angriff, rief dieser, bevor der Löwe ihn an der Gurgel packte: «Ich verdiente den Tod, als ich dir erlaubte, meinen Freund, den weißen Stier, zu fressen.»

JAKOB WASSERMANN

Über Freundschaft

Räumt der Tod nicht mit den Freunden auf, so tut es das Leben. Altern heißt Freunde verlieren. Wenn mir junge Menschen ihre Liebe entgegenbringen, wie es zuweilen geschieht, bin ich glücklich, dass sie mich deren für wert halten, aber keine Gläubigkeit und Anhängerschaft eines Jüngers kann für die Wärme entschädigen, die der Kamerad spendet, der den Weg mit uns teilt und meinen Hauch versteht, auch wenn er mein Wort missversteht. Die Vorsicht, die uns Menschen fliehen und abwehren heißt, ist ein Teil jener Melancholie, die wir als ein Geheimnis der Kreatur mit ins Grab nehmen. In meiner Jugend bedeutete jedes Freundschaftsverhältnis eine Entflammung meines ganzen Wesens, und wenn ich mich einmal einem Freund in die Hand gegeben hatte, war mein Vertrauen so grenzenlos wie die Enttäuschung, die unter solchen Umständen nicht ausbleiben konnte, katastrophal. Und doch war ich zu einer eigentlichen Hingebung im Sinn von Geständnissen oder Gefühlsentäußerung

nicht fähig; es war immer eine Starre in mir, die sich nicht lösen konnte, Frucht jahrtausendealter Menschenangst vielleicht, denn ich glaube, dass keine andere Empfindung so unverwundbar durch die Generationen geht wie die Angst, namentlich wenn sie das Trauma einer Sippe, eines Stammes gewesen ist. (...)

Aber um auf Freunde und Freundschaft zurückzukommen, so war ich trotz der sonderbaren Hemmung, der Stummheit meines Wesens, stets zum Zuvieltun geneigt; den andern zu spannen und in Atem zu halten, mich seiner Zeit zu bemächtigen und ihm die meine völlig zu schenken; dadurch geriet ich in Abhängigkeit und machte mich zu billig. Ich konnte nur sehr schwer von der Vorstellung, die ich von einem Menschen hatte, zum Begriff seines Wesens gelangen. Lebt man aber ausschließlich vom Fantasiebild, so übernimmt die Wirklichkeit über kurz oder lang die Rolle des Rächers, und so ist es auch mit allen Fehlanschauungen, die von daher stammen: Werden sie nicht innerhalb des eigenen Erlebniskreises korrigiert, so geraten wir in die Schuld oder in die Lüge, oder, noch schlimmer, wirbürden in der Bemühung, uns davon reinzuwaschen, Schuld und Lüge dem Partner auf, der doch nichts dafür kann, dass wir nicht im-

stande waren, seine wahre Natur zu begreifen. Eine meiner Tugenden ist Pünktlichkeit; sie kann zu krankhafter Befolgung, ja, zur Selbstquälerei ausarten, wenn ich an den Wartenden denke, der sich auf mich verlässt; eine bevorstehende Verabredung kostet mich manchmal die Arbeit eines ganzen Tages; allmählich habe ich mich überzeugt, dass darin eine Zuchtlosigkeit der Fantasie liegt; da mein Verhältnis zur vergehenden Zeit überhaupt ein schuldvolles ist, so als könne ich ihren Forderungen nie und nimmer genügen, und die Sinne bestimmte Erleichterungen von diesem Druck verlangen, wird das höhere, das Charakter-, das Lebensgebot von dem bloß eingebildeten als zu lästig in den Hintergrund gedrängt, wo es Konflikte heraufbeschwört. So hatte das Leben mit Freunden eine gefährliche Seite für mich, es bedrohte schlechthin meine Existenz, weil ich das eine entscheidende, entschlossene Opfer nicht darbrachte, nicht darbringen konnte, ohne mich zu vergewaltigen, und im Bestreben, Entgelte dafür zu schaffen, mich seelisch aufrieb.

Die eigentliche Tragik der Freundschaft liegt natürlich nicht im Verlust durch den Tod, so grausam und schwer verwindbar er ist; da hat man sich mit dem elementaren Geschehen abzufinden und kann mit einem verklärten Bild weiterle-

ben, das gegen Beschädigung und Missverständnis gefeit ist. Der wunderbare Otto Brahm¹ sagte mir einmal kurz vor seinem Ende: «Die meisten meiner Freunde hatten Ärger und Verdruss mit mir, ich konnte ihnen selten etwas recht machen; meinen Sie, dass ich mich auf die Erinnerung freuen darf, die sie an mich haben werden?» Auch Missverständnis kann man hinnehmen, Zerwürfnis und Bruch sogar; es gibt Freundschaften, die beständige Reibung und Fehde brauchen, um sich zu erneuern. Das Bitterste ist das Absterben ohne Tod; die seelische Sklerose; wenn man weitergeht, und sie bleiben stehen; wenn sie nicht wissen, dass sie stehen geblieben sind, und den Anspruch erheben, als gingen sie noch im gleichen Schritt mit einem; wenn die Entfernung schließlich so groß wird, dass man ihre Stimme nicht mehr hört, und sie trotzdem die Fiktion aufrechterhalten, als befänden sie sich noch im vertrauten Gespräch mit einem; wenn unser Schweigen, unser Abgewendetsein, unser Vorwärtsgehen, das sie als Verrat und Beleidigung empfinden, sie zu immer neuen Anstrengungen nötigt, uns einzuholen, uns Zeichen zu geben, bis sie endlich verzichten und begreifen und man selber wieder

1 Regisseur und Theaterkritiker (1856–1912).

allein ist: Das sind schmerzliche Erlebnisse, damit muss man fertigwerden, nicht bloß einmal, sondern viele Male, denn vom fünfzehnten Jahr bis zum sechzigsten ist ein langer Weg, und der Verbrauch an Menschen, den wir uns gestatten, ist auch in einem friedlichen Dasein recht erheblich. Zum Trost kann man sich sagen, dass jeder, den ich verlasse, seinerseits wieder andere verlässt, was freilich nur ein Ausgleich im Gesamthaushalt und nicht Vermehrung meines Einzelglücks ist. Nach dem vierzigsten Jahr schließt man keine Freundschaft mehr, wenigstens keine, die die Mitte der Persönlichkeit trifft, und vollzöge sich der Vorgang der Vereinsamung nicht so allmählich, man ginge daran zugrunde, wie wenn mitten im Sommer Polarkälte einbräche. Der bloß gesellige und gesellschaftliche Umgang hebt die geistige Einsamkeit nicht auf, die jeden alternden Mann umgibt, der einmal erfahren hat, was es bedeutet, nicht einsam zu sein, nämlich die Grenzen des Ichs durch das Volumen eines andern, ebenbürtigen Ichs zu erweitern. Demgegenüber stehen Liebe und Ehe, mögen sie noch so viel Glück produzieren, mit Ausnahme ihrer höchsten Entfaltungen und stärksten Spannungsauslösungen (und eine solche Ehe ist mir Gott sei Dank nach bitteren Kämpfen zuteil geworden), doch in einer

irdischen Atmosphäre; sie sind vielmehr an die Realität der Existenz gebunden. Gegen die Einsamkeit – betrachtet man sie nur im Mindesten als ein Übel, es nicht zu tun, kann man sich nicht früh genug erziehen – gibt es keine Hilfe, auch nicht die Illusion von der Imaginarität der Zeit. Ich habe bemerkt, und wahrscheinlich geht es vielen so, die nicht durch ihre Physis daran verhindert sind, dass zwischen der wirklichen Zahl meiner Jahre und meinem Lebensgefühl, soweit es zeitlich bedingt ist, eine illusionistische Differenz besteht, die zur Folge hat, dass ich die Wirklichkeit innerlich nicht annehme, ja nicht einmal recht an sie zu glauben vermag, sodass mich immer ein eigentümliches Erstaunen überkommt, wenn ich sie ausdrücklich zu bestätigen habe oder sie mir als unleugbar vorsage.

Kein Selbstbetrug; kein Fluchtversuch vor der Tatsache des Alters und Alterns, sondern eher eine Art von Unschuldszustand gegenüber dem natürlichen Ablauf und die Fantasiemäßige Weigerung von Seele und Geist, an der Vergänglichkeit des Körpers teilzunehmen. Im Übrigen hängt die Schaffensfähigkeit des Mannes davon ab, wie viel er noch vom Jüngling in sich hat und bewahrt.

ELIAS CANETTI

Zweierlei Arten von Freunden

Es gibt zweierlei Arten von Freunden, denen man unterschiedliche Positionen zuweist. Die einen werden als Freunde *deklariert*, man hält sie vor allen hoch, man nennt sie, lobt und preist sie, man beruft sich auf sie wie auf Säulen, Träger des privaten Firmaments, man bezieht sich auf sie, als wären sie immer verfügbar, und sie sind es. Ihre schwachen Seiten sind einem so wohl bewusst wie ihre starken, man mutet ihnen, als wären sie unerschütterlich, das Schwerste zu, sie können so viel sein, und manchmal sind sie mehr als ein Bruder, man billigt ihnen, selbst wenn sie ihrer gar nicht fähig wären, Uneigennützigkeit zu. An diesen Freunden ist vielleicht das Wichtigste, dass jeder, der einen kennt, auch von ihnen *weiß*.

Die andere Art von Freunden sind die Geheimgehaltenen. Diese nennt man *nicht*, man vermeidet es, von ihnen zu sprechen, man hält zu ihnen Distanz, man sieht sie selten. Man forscht ihnen nicht nach, sie haben unbekannte Eigenschaften. Aber auch die, die man kennt (weil sie zu offenkundig